

Die moderne Sprache

Von WERNER BARZEL S. J.

Es gibt ohne Zweifel auch heute noch Menschen, die Gustav Freytags „Soll und Haben“ unbefremdet lesen können und sich höchlichst verwundern, wenn andere behaupten, sie hätten Mühe, bei dieser Art von Deutsch ernst zu bleiben. Am deutlichsten scheiden sich vielleicht die Wege des Sprachempfindens bei Schiller: alle haben Respekt vor seinem Genius, aber die einen ehren ihn noch mit selbstverständlicher Ergriffenheit, während die andern sich manchmal versucht fühlen, den einen oder anderen Vers komisch zu finden, obwohl er sehr ernst gemeint war. Dieselben Worte, dieselbe Grammatik haben nicht mehr für alle dieselbe Bedeutung.

In einer Zivilisation wie der unseren werden, auch im Raume derselben Nation, viele Sprachen gleichzeitig nebeneinander gesprochen. Es ist keineswegs gesagt, daß die jeweils neueste Mundart als die eigentliche Muttersprache des Zeitalters gelten muß; denn die älteren Idiome haben, nur deswegen weil sie älter sind, noch keineswegs aufgehört, weiten Schichten des Volkes aus dem Herzen zu kommen. Trotzdem wird das Zeitalter wohl am besten in der Sprache verstanden und angesprochen, die es selbst hervorgebracht hat. Unter „moderner“ Sprache soll hier die Ausdrucksweise gemeint sein, die bei den Menschen im Schwange ist, denen es gefällt, sich selbst als modern zu bezeichnen.

Das erste Merkmal dieser modernen Sprache ist ihre Kürze. Ein im Sinne der Tradition sehr gebildeter Herr wollte trotz seines vorgerückten Alters noch das Kino kennenlernen. Er kam entsetzt nach Hause: er habe nichts verstanden, es sei alles viel zu schnell gegangen. Er zog daraus den Schluß, daß der Film etwas sehr Barbarisches sein müsse. Nun ist Langsamkeit nicht das einzige Zeichen von Kultur und die Fähigkeit, bei einem geistigen Vorgang mitzukommen, auch wenn er sich mit Eile abspielt, zählt eher zu den Ergebnissen der Bildung als zu ihren Hindernissen. Trotzdem hat die Raschheit des modernen Denkens zunächst nichts mit geistiger Begabung zu tun. Sie ist Sache der Nerven und wird einfach durch das Leben im Tempo der Technik erworben. Wer freilich von einem Olymp in dieses Leben herabsteigt, wird in der ersten Zeit mit der Redeweise ebensoviel Schwierigkeiten haben wie mit den Verkehrslichtern. Aber er wird sich an beides sehr bald gewöhnt haben.

Das Zeitmaß des Denkens hat zwar an Schnelligkeit nicht überall gleich viel zugenommen. Die Abläufe sind sicher in der Stadt schneller als auf dem Land, in Amerika rascher als in Europa. Doch dürfte es mit einer gewissen Gemütlichkeit der geistigen Verarbeitung, so sehr das zu bedauern ist, vorbei sein.

Das ist es wohl, was den Menschen der klassischen Bildung an dem modernen Tempo so erschreckt: nicht daß die Menschen so rasch denken können, sondern daß sie es lieben. Daß sie alles Bedächtige, Besinnliche, Aus-

kostende, Ausschmückende der Rede sofort als Plunder abtun und daß sie jeden Satz, den sie nicht auf Anhieb mit ihrer täglichen Erfahrung vergleichen können, für eine Phrase zu erklären geneigt sind.

Sicher ist es zum großen Teil bedauerliche Hast oder auch unlegbarer Barbarismus, wenn heute der Geist immer von einem Punkt zum nächsten drängt, weil ihm keine Zurkenntnisnahme schnell genug erledigt wird. Nicht die Ruhe zum Verweilen zu haben, ist Krankheit, nicht das Bedürfnis danach zu verspüren, geistige Armut. Aber bevor man auf Grund vielleicht voreilig gefaßter Maßstäbe die moderne Sinnesart insgesamt verurteilt, sollte man zu unterscheiden versuchen, was etwa doch nicht dem Verfall, sondern einer gesunden Entwicklung zuzuschreiben ist.

In der modernen Sprache wird alles möglichst nur einmal gesagt. Man muß den Satz sofort verstanden haben, oder man wird ihn nie verstehen. Darin ist die Sprache des modernen Menschen unerbittlich wie die Technik, unter deren Gesetz er lebt.

Die Abneigung gegen alles Wortgepränge bezeichnet dann einen entwickelten und keinen abgesunkenen Geisteszustand, wenn die Ungeduld gegen das zu Ausführliche nicht einer Bedürfnislosigkeit, sondern einer Sättigung des Geistes entspringt. Unter Erfahrenen bedarf die Mitteilung nur des Hinweises im Vorübergehen. Die hohe Sprachkunst unterscheidet sich von der mittleren gerade durch das, was sie verschweigt. Das macht die Bibel auch literarisch zum Buch der Bücher, daß sie ein hohes Maß der Verständigung mit dem Leser voraussetzt und die gewaltigsten Dinge in unscheinbarster Beiläufigkeit ausspricht. Etwas von dieser Knappheit des Wissenden eignet auch der modernen Sprache. Und wenn es auch oft nicht leicht zu unterscheiden ist, ob die Kargheit als das Zeichen des Reichtums oder der Armut zu gelten hat, so bleibt eben doch zu prüfen, wieweit die Unvertrautheit mit den Sigeln dieser Sprache nicht auf eine geistige Rückständigkeit hinweist.

Freilich, das rasche Denken ist für die Gedanken, die langsam gedacht werden müssen, wenn sie richtig gedacht werden sollen, sehr nachteilig, und es mag manche Gedanken überhaupt davon ausschließen, gedacht zu werden. Wenn Denken und Reden zusammenfallen, dann muß man von der Rede des modernen Menschen oft auf große Verheerungen in seinem Verstande schließen. Dasselbe gilt vom Gefühl. Wenn der Ausdruck des Gefühls mit dem Gefühl selbst übereinstimmt, dann muß man bei manchem Film erschrecken, welche Kälte und Dürftigkeit des Gefühlslebens er offenbart. Aber die Rede deckt nicht immer den Gedanken, der Ausdruck nicht immer das Gefühl. Was innen vorgeht, wird von dem, was nach außen gezeigt wird, nie ohne Umwandlung vertreten. Es ist das Charakteristische der modernen Rede- und Ausdrucksweise, bis zu welchem Grad von Verschiedenheit sich Innen und Außen voneinander entfernt haben können.

Der moderne Mensch liebt es nicht, Gedanken und Gefühle direkt auszusprechen. Besonders die Gedanken, die ihm wirklich am Herzen liegen,

und die Gefühle, die ihn zu innerst erschüttern, pflegt er selten anders als durch ein spiegelndes, brechendes oder sonstwie auflösendes Medium zu erkennen zu geben. Er empfindet eine Art von Scham, wenn eine Stimme sich zu einem Ton erhebt, in dem man sich nicht auch über die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge unterhalten könnte. Aus demokratischer Feigheit oder aus dem Verlangen nach ziviler Unauffälligkeit richtet man sich am liebsten nach den unteren Werten. Es ist, als sei eine Gesellschaft über- eingekommen, im Zahlungsverkehr keine höheren als Fünfmarkscheine zu benutzen, damit der Begüterte und der Unbemittelte nie in Verlegenheit voreinander kommen: so soll auch der Austausch der Gedanken und Gefühle gleichsam auf den Umlauf von Scheidemünze beschränkt bleiben.

Diese Herabsetzung der Valuta hat den hygienischen Sinn, sich einander seelische Unannehmlichkeiten zu ersparen. Der moderne Geist fühlt sich innerhalb der Grenzen dieser Sprachregelung wohl, so wie sich der Gentleman in dem Clubhaus wohlfühlt, in dessen Räumen es verboten ist, mit lauter Stimme zu sprechen. Aber er verabscheut das Direkte nicht nur aus Bequemlichkeit, sondern auch aus Gründen des Geschmacks.

Es erscheint ihm reizvoller, einen Gedanken aus einer Andeutung erraten zu lassen, als ihn plump einfach auszusprechen. Wie es die Lust der Schillerschen Helden ist, sich ihre Gedanken und Empfindungen volltönend vom Herzen zu reden, so ist es die Lust etwa der Shawschen „Unhelden“, mit ihnen voreinander Versteck zu spielen. Der moderne Mortimer wirft sich nicht vor seiner Königin auf die Knie, sondern er erklärt ihr seine Liebe eher durch eine kleine Auffälligkeit in seiner Zurückhaltung. In einem neuen Film sagte Viktor de Kowa sein „Ich liebe dich“ in einem Ton, als wollte er der Dame zu einem nicht bestandenen Examen sein Beileid ausdrücken. Aber es war trotzdem der richtige Ton: jeder hörte, was hinter den Worten verhalten wurde.

Wer die Regeln des modernen Verständigungsspiels nicht beherrscht, darf sich nicht wundern, wenn er vieles, woran andere Freude haben, nichts-sagend findet, oder wenn manches, was er selber vorbringt, die anderen langweilt. Das Spiel bildet in all seinen Abarten das Gemeingut einer Geisteshaltung, die heute in der westlichen Welt weit verbreitet ist. Von den tiefsinnigen Späßen eines Charlie Chaplin bis zu dem Esprit eines Jean Giraudoux reicht dasselbe Vergnügen, das ein heller Geist daran findet, sich mit seinesgleichen dadurch zu verständigen, daß er etwas anderes sagt, als er meint.

Dieser Geist ist nicht immer so schlaff, daß ihm die Fähigkeit zur harten, unnachgiebigen Behauptung verlorengegangen wäre. Aber er ist davon abgekommen, den Nachdruck in der offenherzigen, geradeheraus gerichteten Beteuerung zu suchen. Er ist zu selbstkritisch, um sich bei jedem Stimmaufwand nicht in der Gefahr der Lächerlichkeit zu fühlen. Und er ist zu erfahren, um zu glauben, daß er in der heutigen Welt der Wahrheit noch auf anderen als auf Umwegen Gehör verschaffen kann. Seine Bered-

samkeit hat sich von den Mitteln der eindringlichen Empfehlung denen der verdeckten Andeutung zugewandt.

Eines dieser Mittel ist die Ironie, hier im weitesten Sinne verstanden. Schon seit Jonathan Swift wird die schärfste Verneinung durch die ironische Bejahung ausgesprochen. Die Ironie hat seither in dem Maße zugenommen, als es immer aussichtsloser erschien, gegen die Übel mit Worten zu kämpfen. Die ironischsten Geister sind auch die resigniertesten. Wenn die Resignation in Verzweiflung übergeht, wird aus der Ironie Zynismus.

Einer der größten Ironiker der Gegenwart und zugleich vielleicht ihr bedeutendster Dichter ist Bertold Brecht. Ein wahrer Odysseus der intellektuellen „List“ und ein Meister in der Technik, auch schrille (also falsche) Argumente dadurch zur Geltung zu bringen, daß er durch Ironie über ihre Fadheit hinwegtäuscht (er nennt das „Verfremdungs-Effekt“), kann er doch nicht seine tiefe Niedergeschlagenheit darüber verbergen, daß selbst diese äußerste Raffinesse der gleichsam kalten Hitze seiner Rede nicht mehr viel auszurichten verheißt. Wie sollte einer auch nicht verzweifeln, der sich darauf versteift, dem Lieben Gott zu beweisen, daß er die Welt falsch eingerichtet hat! Wenn man sich nicht auf die Wirklichkeit zur Bestätigung seiner Aussage berufen kann, dann nützt eben auch die abgefeimteste Dialektik nichts.

Ironie ist eine gefährliche Waffe, weil sie den, der sie gebraucht, ebenso treffen kann wie den, gegen den sie gerichtet ist. Trotzdem: der moderne Geist ist diesem Reizmittel so verfallen, daß es abschaffen zu wollen, dem Vorhaben gliche, den Damen das Rauchen zu verbieten.

Ironie ist außerdem ein Mittel, um Dinge gesellschaftsfähig zu machen, die sonst vielleicht verpönt wären. Das hat nicht nur Thomas Mann, das hat sogar schon der Film begriffen. Eine richtige handfeste Schlägerei, mit Degen oder Fäusten oder mit Pistolen, sieht zwar (im Kino) jeder einmal für sein Leben gern. Aber die Zuschauer möchten es sich voreinander nicht offen eingestehen, weil sie meinen, es gehöre sich für Erwachsene nicht, an solchen „primitiven“ Dingen Gefallen zu finden. Deswegen wird ein Tropfen Ironie oder auch Selbstironie (denn eins ist nicht teurer als das andere) in die Szene gemischt, und siehe da, das Gewissen der erwachsensten Leute ist beruhigt! Ähnlich verfährt man mit erotisch heiklen Situationen.

Aber auch das Edle, das Ergreifende und Erschütternde verbirgt sich gern hinter Masken. Ist es Scham oder Mißtrauen, der moderne Mensch empfindet es als peinlich, eine gute Tat in ihrer reinen Güte vorgeführt zu sehen. Man soll ihm nichts vormachen: reine Güte gibt es nicht! Darum ist es ihm lieber, daß ein Engel wenn nicht von einem Teufel die böse Miene, so doch von einem Teufelchen die Schalkhaftigkeit übergezogen bekommt.

Das Bedürfnis, das Erhabene zu tarnen, bedient sich nicht nur des Scherzes. Alle Gewänder, auch die strengsten und ernstesten, sind recht, um das Gute nur ja in einem anderen Kleide erscheinen zu lassen als in seinem eigenen. Der gute Mensch darf, nein muß Schwächen haben, sonst wird

er nicht hingenommen. Er ist jenachdem ein Säufer, eine Dirne, ein Vagabund, ein Kauz, ein Geisteskranker oder Schlimmeres, auf keinen Fall aber ein „Held“. Nicht nur im Film oder im Kriminalroman, sondern auch in der Literatur kann man beinahe sicher sein, daß wer am Anfang als Tugendbold vorgestellt wurde, am Ende als lasterhaft entlarvt sein wird. Es ist dieselbe Methode des „Ärgernisses“, nach der ein Georges Bernanos arbeitet und der Regisseur, der sich von der Aufführung eines sehr negativen Stückes eine heilsame Schockwirkung auf das Publikum verspricht.

Ein milderes Mittel als die Beschwörung des Guten durch das Böse ist die „Aussparung“. Die Gestalt, die Bert Brecht in seiner „Mutter Courage“ zum Träger seiner eigenen und eigentlichen Gesinnung macht, das junge Mädchen Katrin, ist stumm; es darf dem Herzen nicht erlaubt werden, sich auszusprechen, denn das wäre „sentimental“. Was bei Brecht aus seinem Ressentiment zu erklären ist, stammt bei anderen aus der Vorsicht oder dem Taktgefühl. Welche Mühe läßt es sich etwa Ernst J ü n g e r kosten, „Hieroglyphen“ der Umschreibung zu erfinden, deren Treffsicherheit gerade in der Genauigkeit besteht, mit der er um eine Sache herumredet. Beispiele, wie diskret moderne Dramatiker das „Fromme“ anzufassen wissen: William Saroyan („Mein Herz ist im Hochland“) versteckt es im Wehmütig-Poetischen, Christopher Fry („Die Dame ist nichts für Feuer“) im Tappisch-Grotesken, Jean Giraudoux („Die Irre von Chaillot“) im Märchenhaft-Skurrielen.

Ein anderes Zeichen, daß wir in einer Welt von Erwachsenen leben, ist der häufig erhobene Anspruch des Publikums, sich nur dann etwas sagen zu lassen, wenn die Aussage durch die Eigenschaft entzückt, die man „Charme“ nennt. Eine Aussage hat Charme, wenn der Aussagende durch die Art, wie er spricht, zu erkennen gibt, daß er seine Meinung nicht übermäßig ernst nimmt, daß ihm die entgegengesetzte Meinung ebenfalls geläufig ist und nicht von vornherein unvernünftig erscheint. Charme ist, im Gegensatz zur Anmut, kein Geschenk der Natur, sondern das Ergebnis vieler überwundener Enttäuschungen und Irrtümer. Man kann ihn die Schönheit der eingestandenen Schwäche nennen. Darum ist Mangel an Charme etwas, das die Kritik mit einem gewissen Recht auszusetzen findet: der Autor erfüllt nicht die Erwartung des modernen Menschen, öffentlich nur von Geistern angesprochen zu werden, die sich bewußt geworden sind, wie menschlich Irren ist und wie kindisch sich angesichts der so vielgesichtigen Wirklichkeit jede kurzschlüssige Rechthaberei ausnimmt. Leider ist ein Lebensgefühl, das aus der Anerkennung der Relativität aller menschlichen Aussage gespeist wird, dauernd in der Gefahr, j e d e n, auch den gesicherten Wahrheitsanspruch abzulehnen. Hier erstet der christlichen Verkündigung die für unsere Zeit vielleicht typischste Gefahr: der Sinn für die Unverbindlichkeit aller Worte, der mit der liebenswürdigsten Miene, mit einem charmannten Augenzwinkern den Glauben verweigert, weil er es für völlig ausgemacht hält, daß Ansichten eben immer nur Ansichten sind. Nie wird der

Mensch, der sich einmal über Standpunkte erhaben zu fühlen angefangen hat, bei einer Auseinandersetzung auch nur ernstlich zuhören, von der er den Eindruck hat, daß sie von Geistern geführt wird, die vom Zweifel zu wenig angefochten wurden.

Das Wort, mit dem der moderne Mensch am verwerfendsten abzuurteilen liebt, ist das Wort „naiv“. Es drückt die ganze Verachtung eines Erfahrenen gegen den Rückständigen aus, der, aus eigener Schuld oder aus unverzeihlicher Verschontheit, die Gelegenheiten, „hinter die Kulissen“ zu schauen, versäumt hat. Auf seine Erfahrungen, auf das, was er hat durchmachen müssen, ist der moderne Mensch besonders stolz. Wenn je eine Zeit, so hat die unsere durch ihr Schicksal Verständnis dafür gewonnen, daß, „wenn schon gerühmt werden muß, man sich seiner Schwachheiten rühmen soll“. Wenn dies bisweilen in eine Art von geistiger Koketterie auszuarten droht, so liegt es daran, daß nicht alle, die Ähnliches wie er haben erdulden müssen, die Reife und die Einsicht des heiligen Paulus besitzen. Aber man muß verstehen, daß ein Geist, dem nacheinander und nebeneinander so viele Weltanschauungen zugemutet werden, nicht mehr viel Lust hat, großen Worten und steifen Behauptungen Glauben zu schenken. Er kommt sich vor, als sollte ihm nach Kostproben vielerlei Art, wie dem Faust von Mephisto, die Rückkehr zu „ungemischter Speise“ empfohlen werden.

Man braucht es nicht zu bestreiten: ein Gemüt, das den einfachen und elementaren Reizen keinen oder doch keinen unreflektierten Gefallen mehr abzugewinnen vermag, hat so etwas wie seine Unschuld verloren. Aber es hilft nichts, sich darüber zu täuschen, daß wir zum großen Teil in diesem Zustand sind. Auch die Wiederentdeckung der Natur, die Hinwendung der Kunst zu „primitiven“ Formen und die Zuflucht zum „einfachen Leben“ beziehen ihren Reizwert aus dem Erlebnis des Gegensatzes zum zivilisatorisch Verfeinerten. Der moderne Mensch braucht, weil entweder die Gegenstände ihre Eindruckskraft oder er selbst seine Empfänglichkeit abgenutzt haben, immer stärkere Mittel, um sich die Erregungen zu verschaffen, ohne die sein Gemütsleben versiegen würde. Er sucht sie, wenn er nicht dem Radikalismus und seinen roten Fahnen, Rekorden oder anderen Rauschgiften verfällt, in der immer ausgesuchteren Zusammensetzung, der immer abgestimmteren Mischung von Gegensätzen. Das drückt sich auch in seiner Sprache aus. „Pikanterie“ und „Delikatesse“ sind Bezeichnungen der literarischen Feinschmeckerei. Ganz unverwöhnt ist in diesen Dingen der Kost heute auch das „Volk“ nicht mehr.

Die Eigenarten der „modernen“ Ausdrucksweise, sowohl die hier erörterten wie die, die einer eingehenderen Analyse noch hinzuzufügen wären, sind noch auf keinem Gebiet zur Alleinherrschaft gelangt. Andere Formen behaupten sich daneben und erheben den gleichen Anspruch auf Geltung. Es gehört ja zum Charakteristischen unserer Zeit, daß sie keinen eindeutigen Stil hat. Das, was für sie selber bezeichnend ist, mischt sich mit den

Formelementen vieler anderer Epochen. Der moderne Mensch kann auf die Weise verschiedener Stile empfinden. Aber gerade diese Wendigkeit des sich in alles Hineinfühlens ist es, die seiner Stillosigkeit so etwas wie Stil gibt. Wenn es ihm keine besondere Beschwer macht, an drei aufeinanderfolgenden Abenden etwa Shakespeare, Wagner und Tennessee Williams aufgeführt zu sehen, so bringt er das nur kraft seiner Fähigkeit des unverbindlichen Genießens zuwege. Diese Unbekümmertheit ist zwar auch eine lebenswürdige Eigenschaft des modernen Menschen, kann aber zugleich jeden zur Verzweiflung bringen, der ernsthaft mit ihm reden möchte. Nur sehr schwer läßt er sich auf ein wirkliches Gespräch ein; am meisten aber wird er sich immer da sträuben, wo er irgendeine Gewaltsamkeit in der Überredung wittert, und sei es auch nur die, die der Sprechende sich selbst antut.

Wenn Arthur Koestler recht hat, daß unsere Zeit sich zwischen den Extremen des „Yogi“ und des „Kommissars“ als ihren Symbolen hin und her bewegt, dann gehört der moderne Mensch, so wie er hier geschildert wurde, ohne Zweifel auf die Seite des „Yogi“. Wo der Kommissar sein Wesen treibt, da ist die Sprache voll unbeschwerter Dreistigkeit und selbstsicherer Unverblümtheit. Die Geschichte hat bewiesen, daß eine großspurige Rhetorik wie die von Hitler und Goebbels auch heute noch ihre Erfolge hat. Aber die Geschichte beweist ebenso, daß die Demagogie des schamlos vollenommenen Mundes sich gerade infolge ihrer Exzesse überlebt hat. Man braucht nur im Ostsektor Berlins eine Zeitung zu kaufen: das ist entweder zum Totlachen oder zum Totärgern, aber verfänglich ist an dieser Art von Propaganda außer für verhetzte Halbwüchsige nichts mehr. Und wenn man sich nicht die Qual erspart und ein bolschewistisch-pädagogisches Theaterstück über sich ergehen läßt, dann ist man am meisten erstaunt, wie verstaubt und altmodisch diese moralisierende Geschwollenheit anmutet. Erstaunt und — beruhigt.

Was wir mit der Unmittelbarkeit der Sprache verloren haben, spürt man, wenn man etwa Léon Bloy liest. Trotzdem werden wir die Entwicklung der Geschichte, selbst wenn wir sie bedauern und ihre Verarmung klar erkennen, nicht wie dieser mächtige Prophet mit einer Handbewegung beiseite schieben und uns in einem Mittelalter, das es außer für eine rückschauende Trauer eben nicht mehr gibt, festsetzen können. Zwar ist die Gefahr groß, daß unsere Sprache es verlernt, zum Herzen zu dringen. Aber wie wir die Technik nicht bewältigen, indem wir die Maschinen zerstören, so nützt es auch nichts, vor den kalten Winden, die bisweilen aus dieser neuen Sprache kommen, in die wärmeren Gegenden einer bequemen Romantik zu flüchten. Auch der gefühlvolle Überschwang kann herzlos sein. Es ist nicht der Plüsch, der ein Zimmer zum Heim macht. Auch hinter Glastüren und Messingventilatoren können die Menschen menschlich sein, und auch hinter Worten wie Glas und Messing kann ein menschliches Herz schlagen.